

Lange, nachdem Christine die Mietskasernen in New York verlassen und sich von Pastor Bedell verabschiedet hatte, kehrten ihre Gedanken immer wieder zu den zwei trauernden jungen Frauen zurück, die so beengt wohnten. Als ihre Kutsche zum Stehen kam, blickte sie durch das Fenster auf ihr dreistöckiges Haus aus rotem Backstein und weißen Verzierungen mit den kunstvollen Türmchen, Erkern und Gauben. Dieses Haus hatte mindestens dreißig Zimmer, und dabei waren die Küche, die Milchküche und andere Arbeitsräume im Keller noch gar nicht mitgezählt.

Wie sollte sie je wieder ganz allein in den vielen geräumigen, luxuriös eingerichteten Zimmern dieses Hauses leben, nachdem sie gesehen hatte, wie klein die Wohnungen in den Mietskasernen waren? Und jede beherbergte mehrere Familien, die unter den schrecklichsten Zuständen dort hausten.

Die Kutschentür wurde schwungvoll geöffnet und das freundliche Gesicht ihres Kutschers tauchte im Türrahmen auf. »Soll ich ein Dienstmädchen anweisen, Ihnen ein Bad einzulassen?«

Sie blieb auf dem weichen Samtpolster in der Kutsche sitzen. »Ridley, ich habe keine Ahnung, was ich für diese Menschen tun kann.«

Als Ridley seinen hohen Zylinder abnahm, kam über seinen dichten Augenbrauen sein weißes Haar zum Vorschein.

Mit der Hand strich er sein gewelltes Haar glatt und betrachtete Christine mit einem Ernst, den sie schon immer an ihm geschätzt hatte.

»Diese armen Menschen brauchen mehr als leere Worte. Was nützen freundliche Versprechungen, wenn sie ausgebeutet und unterdrückt werden?«

»Darf ich daraus schließen, dass sich Pastor Bedell nicht überreden ließ, neben den Predigten auch praktische Nächstenliebe in Erwägung zu ziehen?«

»Der Pastor vertritt den Standpunkt, dass das Verteilen von Almosen mehr schaden als nützen würde.« Müde lehnte sie den Kopf zurück und schloss die Augen. Wie gern würde sie auch die schrecklichen Zustände ausblenden, die sie bei ihren Besuchen heute gesehen hatte. »Ich verstehe seinen Standpunkt. Ehrlich. Aber wir können doch bestimmt mehr tun, als nur Traktate zu verteilen und dann auf ein Wunder zu warten.«

»Vielleicht sollen Sie nicht auf ein Wunder warten, sondern selbst ein Wunder sein.« Ridleys Zuversicht und Vertrauen in sie waren unerschütterlich.

»Ein Wunder sein?«

»Manchmal fordert uns Gott dazu auf, auf sein Handeln zu warten. Und manchmal sind wir auch dazu berufen, selbst etwas zu unternehmen.«

»Aber das ist doch gerade das Problem. Ich weiß nicht, was ich tun soll.«

»Sie besitzen ein großes Vermögen, Christine.« Ridley war nicht nur ihr Kutscher und Freund, er war auch jahrelang der Finanzberater ihres Vaters gewesen. Und seitdem ihre Eltern gestorben waren, liebte er sie wie eine Tochter. Er war mehr ein Vater für sie, als es ihr eigener Vater je gewesen war.

»Ihr Vater hat das Treuhandvermögen an viele Bedingungen geknüpft«, sprach er weiter.

»Aber ich denke, ich kann dafür sorgen, dass Sie über einen Teil des Geldes verfügen können.«

»Dann finden Sie, dass ich den Armen mein Geld geben sollte?«

»Nicht direkt. In diesem Punkt stimme ich dem Pastor zu. Diese Menschen brauchen keine Almosen. Sie brauchen eine gute, ehrliche Arbeit zu einem fairen Lohn und unter anständigen Arbeitsbedingungen.«

»Fairer Lohn. Anständige Arbeitsbedingungen.« Ridleys Worte bewegten sich in ihrem Kopf

wie Wagenräder, die über Kopfsteinpflaster holperten. Sie suchte nach einer Lösung, konnte aber keine finden.

»Ihr Vater hat in die Bekleidungsfirma D. und J. Devlin investiert«, sprach Ridley weiter. »Er war sogar ein persönlicher Freund von Mr Devlin und lieh ihm Geld, als seine Firma 49 fast in den Bankrott stürzte. Jetzt hat Devlin eine der größten Firmen in der Second Ward. Mr Devlin wird Ihnen als Tochter von Ambrose Pendleton bestimmt nicht so leicht etwas ausschlagen.«

Sie schaute Ridley mit einem breiten Lächeln an. »Ich glaube, jetzt verstehe ich endlich, was Sie meinen.«

Ridley, dessen sauber rasiertes Gesicht immer noch genauso gepflegt war wie früher, erwiderte ihr Lächeln. »Sie sind eine starke und intelligente Frau, Christine. Viel stärker und klüger, als sie sich selbst zugestehen.«

Dankbar drückte sie seine Hand. »Danke, dass Sie an mich glauben.«

»Das ist doch selbstverständlich.« Die Traurigkeit, die in seinen Augen aufflackerte, verriet ihr, dass er sich an die harten Worte erinnerte, die ihr Vater im Laufe der Jahre immer wieder zu ihr gesagt hatte. Seine Worte waren wie eine brutale Keule gewesen, die sie bestraft hatten, weil sie eine Tochter war und nicht der Sohn, den er sich gewünscht hatte.

Sie konnte Gott nur danken, dass er so gnädig gewesen war, Ridley in ihr Leben zu bringen. Der liebe Mann hatte irgendwie hinter ihre steife, ernste Fassade in ihr schmerzhaftes kleines Herz geblickt und gesehen, wie ungeliebt sie gewesen war, vom eigenen Vater verschmäht. Er hatte ihr ermutigende Worte zugeflüstert, die ihrer Seele Heilung gebracht hatten. Das tat er auch heute noch. Er hatte einen Blick dafür, was sie brauchte, obwohl er sicher selbst nur über ein kleines Vermögen verfügte.

»Ich überlege mir einen Plan«, sagte sie. »Könnten wir beim Abendessen weiter darüber sprechen?«

»Mit dem größten Vergnügen.« Er half ihr aus der Kutsche und begleitete sie auf dem gepflasterten Gehweg zum Säulenvorbau des Hauses. »Aber versprechen Sie mir, dass Sie Pastor Bedell bei Ihren Plänen nicht außen vor lassen. Wir haben nämlich nicht die Kontakte zu den Einwanderern und die jahrelange Erfahrung, über die der Geistliche verfügt.« Überall, wohin sie heute gekommen waren, hatten die Menschen den Pastor mit offenen Armen empfangen. Er genoss in der Einwanderergemeinde eindeutig viel Vertrauen. »Sie haben recht, Ridley. Ich muss versuchen, seine Mitarbeit zu gewinnen.«

»Soweit ich es beurteilen kann, ist er für eine Zusammenarbeit sehr offen.«

Sie zögerte und war sich nicht sicher, ob sie Ridley richtig verstanden hatte. Als sie das Funkeln in seinen Augen sah, schüttelte sie schnell den Kopf, trat ins Haus und hoffte, ihr Freund habe die Röte nicht gesehen, die auf ihre Wangen zog.

»Er ist Witwer und lebt ganz für seine Arbeit.« Sie zupfte an den Fingerspitzen ihrer Handschuhe.

»Aus diesem Grund hat er vermutlich beschlossen, dass Sie ihn begleiten, statt Sie einer anderen Gruppe zuzuteilen?«

Sie zog den Handschuh aus und ließ ihn auf das silberne Tablett fallen, das auf dem Tisch in der Eingangshalle stand. Dann begann sie, den zweiten Handschuh abzustreifen. »Das war bestimmt reiner Zufall.«

»Sie stellen Ihr Licht viel zu sehr unter den Scheffel«, sagte er leise. »Sie sind eine entzückende junge Frau.«

»Das sagen Sie aus reiner Höflichkeit.«

»Ich mag alt und ein wenig voreingenommen sein«, räumte Ridley lächelnd ein, »aber meine Augen funktionieren noch sehr gut. Mir ist nicht entgangen, dass es Pastor Bedell schwer fiel, seinen Blick von Ihnen loszureißen.«

Christine schüttelte ungläubig den Kopf. Als sie zur Wendeltreppe ging, klapperten ihre Schritte mit einer unüberhörbaren Endgültigkeit über die polierten, weißen Kacheln. Sie brauchte Pastor Bedell vielleicht für die Umsetzung ihrer Pläne, aber darüber hinaus benötigte sie ihn nicht. Definitiv nicht.